

Studie zum illegalen Kunsthandel

Der illegale Handel mit Kulturgütern in Deutschland soll intensiver erforscht werden. Dazu haben die Stiftung Preußischer Kulturbesitz, das Fraunhofer-Institut für Sichere Informationstechnologie in Darmstadt und das GESIS-Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften in Mannheim eine Studie angekündigt. Geplant sei, Verfahren und Instrumente zur Erhebung, Dokumentation und Analyse von Informationen über den illegalen Handel mit Kulturgütern zu entwickeln. Deutschland gilt als wichtiger Markt und Transitstaat im illegalen Handel mit Kulturgütern. Angesichts aktueller Entwicklungen in Krisenregionen wie Irak und Syrien soll sich das Projekt besonders auf den Handel mit antiken Kulturgütern aus dem östlichen Mittelmeerraum konzentrieren. „Das hat angesichts der Resolution des UN-Sicherheitsrats vom 15. Februar nochmals an Dringlichkeit gewonnen“, betonte Markus Hilgert, Direktor des Vorderasiatischen Museums der Staatlichen Museen zu Berlin. Der Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Hermann Parzinger, hatte zuvor gesetzliche Regelungen gefordert, die den Handel mit illegal erworbenen Kulturschätzen aus der Antike einschränken oder ganz verhindern. *epd*

Betrugsvorwürfe gegen Ex-Manager von Pompeji

Die italienischen Behörden haben beim früheren Manager der Ausgrabungsstätte Pompeji Güter im Wert von fast sechs Millionen Euro beschlagnahmt. Die Finanzpolizei stellte die Objekte am Mittwoch bei Marcello Fiori sicher, der von 2008 bis 2010 als Kommissar für die antike Stadt verantwortlich war. Ihm werden Betrug und Veruntreuung von Geldern vorgeworfen. Seit einiger Zeit ermittelt die Staatsanwaltschaft gegen den Ex-Manager und neun Verdächtige aus dem Kulturministerium und der Region Kampanien. Fiori wird vorgeworfen, bei der Renovierung eines Theaters in Pompeji archaische Vorschläge missachtet und den Auftrag völlig übersteuert und ohne Ausschreibung vergeben zu haben. Die Kosten für die Renovierung sollen im Laufe der Arbeiten explodiert sein. Fiori macht mittlerweile Karriere in der konservativen Partei Forza Italia von Ex-Regierungschef Silvio Berlusconi. *dpa*

NACHRICHTEN

Münchner Ballett kündigt Stück von Pina Bausch an

Erstmals wird das Bayerische Staatsballett ein Stück der 2009 gestorbenen Choreografin Pina Bausch aufführen. „Für die Kinder von gestern, heute und morgen“ (2002) wird am 3. April 2016 zur Eröffnung der Ballettfestwoche im Nationaltheater Premiere haben. Ballettdirektor Ivan Liška und Dramaturgin Bettina Wagner-Bergelt waren 2008 noch mit Bausch im Gespräch über die Einstudierung. Das Tanztheater Wuppertal sucht seit dem Tod von Pina Bausch neue Strategien für die Compagnie. Dazu gehört auch die Weitergabe von Stücken an andere Ensembles. Liška wird zum Abschied seiner Zeit als Direktor selbst auf der Bühne stehen: in der Uraufführung „The Passenger“ zur Musik von Iggy Pop. *dpa*

Rüdiger Safranski hält Eröffnungsrede in Salzburg

Autor und Philosoph Rüdiger Safranski wird am 26. Juli die Festrede zur Eröffnung der Salzburger Festspiele halten. Der 70-Jährige sei „der ideale Eröffnungsredner für eine Kulturveranstaltung, die in die ganze Welt ausstrahlt, die aber eindeutig in der Europäischen Geistesgeschichte verwurzelt ist“, erklärte Festivalpräsidentin Helga Rabl-Stadler. „Bei diesen Festspielen vorzutragen, die von einem Hugo von Hofmannsthal begründet wurden, ist für jeden Schriftsteller eine denkbar große Ehre“, so Safranski. *dpa*

Richard-Wagner-Preis für Christian Thielemann

Dirigent Christian Thielemann wird am 28. Mai mit dem Richard-Wagner-Preis ausgezeichnet. Der Preis ist mit 10.000 Euro dotiert und geht jährlich an einen Musiker oder Publizisten, der sich mit Wagners Werk auseinandersetzt. Thielemann leitet – wie einst Wagner – die Sächsische Staatskapelle Dresden, dirigierte seit 2000 in Bayreuth und hat das Buch „Mein Leben mit Wagner“ geschrieben. *dpa*

Aleppo, Kobane, Berlin: Geschichte wiederholt sich. Eine Erinnerung an den Völkermord von 1915 / Von Harout Ekmanian

Der armenische Alptraum

Als ich vor zwei Jahren zum ersten Mal Berlin besuchte, hatte ich ein klares Ziel. Ich ging nach Charlottenburg, in die Hardenbergstraße. Meine Freunde konnten das überhaupt nicht verstehen. Was um alles in der Welt suchst du in der Hardenbergstraße, es gibt doch so viel zu sehen in der Stadt?

Für jemanden aus einem fernen Land, der als Schüler in einer Theateraufführung ein Ereignis dargestellt hat, das in der Berliner Hardenbergstraße spielt, war es allerdings nur natürlich, diesen Ort aufzusuchen. Dort tötete Soghomon Tehlirian, ein Überlebender des Völkermords an den Armeniern, der alles verloren hatte, seine Familie, seine Heimat, am 15. März 1921 Talaat Pascha. Pascha war Führer der Jungtürken und Drahtzieher des Genozids, er lebte in Deutschland im Exil.

Wir fanden die Straße und das Haus, und ich machte ein Foto. So verband sich die Hardenbergstraße, der Ort des Attentats, über Raum und Zeit hinweg mit anderen Orten, von Armenien bis Berlin. Und über Aleppo, Istanbul, Kobane, Karabach wieder nach Berlin zurück.

Nach dem Völkermord an den Armeniern im Jahre 1915 fanden meine Großeltern, die aus Siverek stammten, Zuflucht in Aleppo. Dann zogen sie nach Kobane, eine Stadt an der Grenze zur Türkei, in der eine Familie aus Waisen und Witwen besser leben konnte. Jahrzehnte später ist mein Vater in Kobane geboren. Vor fünfzig Jahren gab es dort zwei Schulen, zwei Kirchen, es gab Kultur, Jugend- und Sportvereine.

Wer konnte sich damals vorstellen, dass dieser ruhige Grenzort eines Tages im Fokus der Weltöffentlichkeit stehen würde, als Zankapfel zwischen den Kurden und dem „Islamischen Staat“, dem größten Übel unserer Zeit? Wer hätte gehahnt, dass diese kleine Stadt, in der hauptsächlich Überlebende des Genozids an den Armeniern wohnten, hundert Jahre später ähnliche Gräueltaten erleben würde? Ein Jahrhundert ist vergangen, aber wir haben so wenig gelernt.

Vor zehn Jahren besuchte mein Vater zum letzten Mal Kobane. Den Geburtsort seines Vaters hat er nie gesehen, die alte Heimat – Siverek. Die Urgroßeltern besaßen dort Weinberge. Unser Familienname leitet sich von dem armenischen Wort für Weinberg ab. 2010, auf dem Weg von Aleppo nach Yerevan, war ich einen Tag lang in Siverek. Ich wanderte in den Weinbergen umher und versuchte, Zeichen einer verlorenen Zivilisation zu finden. Ich suchte verzweifelt nach den Spuren meiner Vorfahren.

Betrachtet man die Folgen des Genozids und die Zerstörungen mit eigenen Augen, dann klingt das Wort vom „gemeinsamen Schmerz“ noch zynischer, wie es häufig von türkischer Seite propagiert wird. Der Besuch in Siverek hat mir wenig geholfen. Unser moderner urba-



Horror mit Tradition. Schon 1894 verübten Türken einen Massenmord an Armeniern – auf zeitgenössischer Schokoladenwerbung verniedlicht. Foto: Mauritius

ner Lebensstil hat mit dem armenischen Dorfleben vor der großen Katastrophe von 1915 nichts mehr zu tun.

In Istanbul fand ich mehr Spuren armenischer Identität. Wenn man durch die Straßen von Beyoglu oder am Bosphorus entlangspaziert, ist die Präsenz der vielen Schriftsteller, Dichter, Architekten, Rechtsanwälte und Journalisten zu spüren, die einst das Leben in der Hauptstadt des Osmanischen Reichs prägten und später zu Eckpfeilern der armenischen Identität und Kultur in aller Welt wurden.

Die Erinnerung an den Völkermord wird oft als Gedenkfeier des „24. April“ bezeichnet. An jenem Tag im Jahr 1915 wurden armenische Künstler und Intellektuelle zu Hunderten verhaftet und in den Tod getrieben. Als ich am 24. April 2011 in Istanbul war, um über die Gedenkfeiern zu berichten, wurde ein armenischer Wehrpflichtiger in der türkischen Armee von einem Kameraden im Dienst getötet. Offiziell hieß es, er sei bei einem „grobe Unfug“ ums Leben gekommen. Der Name des türkischen Soldaten wurde

geheim gehalten. Die Identität des Mörders ist inzwischen bekannt, aber er ist bis heute ohne Strafe geblieben – ebenso wie die Mörder des türkisch-armenischen Journalisten Hrant Dink, der am helllichten Tag in Istanbul ermordet wurde, vor dem Redaktionsgebäude. Ein Jahrhundert ist vergangen, aber es hat sich so wenig verändert.

Ein Jahrhundert ist vergangen, und diese unruhigen Landstriche haben noch immer keinen Frieden gefunden. Aleppo, das nach dem Ersten Weltkrieg Tausende von armenischen Überlebenden aufgenommen hat, liegt heute im Zentrum des Kriegs. Syrien hat früher Flüchtlinge aus Palästina, Libanon, Irak und vielen anderen Gebieten aufgenommen, aber heute ist es selber das Land, aus dem die meisten Flüchtlinge kommen. Einige

Das Gorki Theater widmet sich bis Ostern dem Drama der Armenier

von ihnen sind jetzt in Deutschland. Kaum auszudenken, wie schwer es für die Nachkommen solch großzügiger Menschen ist, nun selber Not und Vertreibung zu erleben, auf der Flucht zu sein.

Wenn man vom syrischen Alptraum spricht, dann muss man auch an die heroischen Taten erinnern. Während der vergangenen Jahre standen so viele Syrer für ihre Würde ein, sie verteidigten ihre Freiheit, trotzten dem Extremismus und trugen die teuflischen Folgen. Als starkes Beispiel möchte ich den Kampf der Kurden um Kobane erwähnen. Wie sehr erinnert er an das Drama der Armenier vor 100 Jahren, auf der gleichen Erde zwischen Sassoun und Musa Dagh, wie sehr auch an den Kampf um die Selbstbestimmung der Armenier in Karabach nach dem Zerfall der Sowjetunion.

Hier hätte die Geschichte anders verlaufen können. Hier liegen die Wurzeln so vieler aktueller Probleme, in der Kultur der Straffreiheit nach dem Völkermord. Was wäre die Türkei heute für ein Land, wenn Talaat Pascha in der Türkei vor Gericht ge-

stellt und bestraft worden wäre, statt dass die Armenier in Berlin, in der Hardenbergstraße selber Gerechtigkeit üben mussten? Würden wir dann auch überall in der Türkei seine Denkmäler sehen, wären Schulen und Straßen nach ihm benannt? Wäre die türkische Gesellschaft weniger intolerant? Gäbe es dann auch Bewunderer von Talaat Pascha und anderen Kriminellen? Und gäbe es ein Komitee, das in seinem Namen durch Europa tourt, um den Völkermord an den Armeniern zu leugnen...

Ein Jahrhundert ist vergangen, aber wir kämpfen noch immer für Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit. Wie düster die Situation heute auch erscheinen mag, die Kräfte des Friedens und der Gerechtigkeit sind stärker denn je, und sie finden Verbündete auf der ganzen Welt.

— Harout Ekmanian lebt als Jurist und Journalist in Armenien und berichtet u. a. aus der Türkei und Syrien. Übersetzung aus dem Englischen: Rüdiger Schaper.

Heimat mal anders

Sehnsuchtslandschaften: Das Museum Neuruppin hat seine Dauerausstellung entstaubt – und zeigt Bilder von Anton Henning

Wenn es um Neuruppin geht, schlägt man bei Fontane nach. Der erste Band seiner „Wanderungen“, der Grafschaft Ruppiner gewidmet, beginnt mit dem Satz: „Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen.“ Fontane überkam in Schottland die Sehnsucht nach der Mark. Die Entdeckung der Schönheit vor der eigenen Haustür grenzt zuweilen ans Wunderbare. Besucher aus Berlin zeigen sich überrascht darüber, was für ein reizendes Städtchen Neuruppin ist und warum man nicht schon viel eher hierhergefunden habe.

Seit kurzem gibt es einen weiteren Grund, Neuruppin zu entdecken. Nach fast dreißigjähriger Sanierungs- und Bauezeit konnte Ende Januar das am einen Erweiterungsbau des Berliner Büros Heidenreich & Springer Architekten ergänzte Ruppiner Museum wiedereröffnet werden. Ruppiner und Gäste von auswärts drängeln sich, um die erste Sonderausstellung im neuen Haus in Augenschein zu nehmen. Der in Manker bei Fehrbellin lebende Maler Anton Henning zeigt unter dem Motto „home is where the heart is“ den zweiten Teil seiner Doppelausstellung „Heimat schaffen“, der erste Teil war im Tucholsky Literaturmuseum im Schloss Rheinsberg zu sehen.

Henning würde Fontanes Sentenz unterschreiben. In den Achtzigern trieb es den 1964 in West-Berlin Geborenen nach London und New York. Anfang der Neunziger stellte sich die Frage, dort zu bleiben oder zurückzukehren. Henning entschied sich für etwas Drittes, eine

Sehnsuchtslandschaft seiner Kindheit, flüchtig bekannt allein aus dem Autofenster bei Transitfahrten Richtung Dänemark. 1992 erwarb er ein halbruinöses Bauerngehöft und lebt seit nunmehr zwanzig Jahren mit seiner Familie in Manker. Heimat, erklärt Henning anlässlich der Ausstellung, „besitzt man nicht oder bekommt man nicht einfach so in die Wiege gelegt und kann sich darauf verlassen, dass es so bleibt. ‚Heimat‘ muss man sich, so wie alles andere im Leben auch, zu eigen machen“.

Bei Anton Henning verknüpft sich der Aneignungsprozess eng mit seinem künstlerischen Möglichkeitssinn. Mit einem Augenzwinkern durchgespielt wurde das in Rheinsberg, wo er sich auf großformatigen Fotos inmitten seines Rhinluch-Refugiums als Armer Poet, in der Doppelrolle als Großkünstler und Großgalerist oder als Suppenkoch inszenierte. Vis-à-vis hingen gemalte Landschaften im spätimpressionistischen Stil von Slevogt oder Corinth.

Das Landschaftsujet taucht im Neuruppiner Teil des Ausstellungsprojekts wieder auf, ergänzt um (Selbst-)Porträt, Akt und abstrakte Komposition. Neben Bildern gibt es Skulpturen, Möbelobjekte, Kurzfilme und Hinterglasmalereien. Henning kultiviert den Charme des scheinbar Unbekümmerten, lustvoll bedient er sich in der Malereigeschichte von Picasso bis Richter und Polke. German Pop vom Feinsten ist beispielsweise sein mit Künstlerscheiße gemaltes Hakenkreuz „Komposition mit frischen Rupp-

piner Steinpilzen, Garten-Rucola, Parmesan mit von Schubertschem Riesling, Kabinett 1994 Herrenberg, danach Gorgonzola mit von Schubertschem Riesling, Auslese Abtberg 1989, dazu Apfeltorte“ von 1995. Mahlzeit!

Leichtfüßig gelingt Anton Henning, was man die größte Leistung dieser sehenswerten Ausstellung nennen darf. Dank seiner Einbauten, Lichtregie, Designelemente und der farbigen All-over-Wandgestaltung schafft der Künstler einen Raum, wo zuvor keiner war. Das 1791 erbaute Noeldechen-Haus bietet klassische Proportionen, die Architekten des Neubaus antworten mit fließenden

Räumen. Was im großzügigen Servicebereich des Erdgeschosses funktioniert, wird eine Etage darüber problematisch: Räumlich wenig differenziert, an zwei Seiten durchfenestert, missverstehen viele den neuen Wechselausstellungsbereich, wie Neuruppins Bürgermeister Jens-Peter Golde bei der Ausstellungseröffnung scherzte, als Tagungssaal. Museumsdirektor Hansjörg Albrecht und seine Mitarbeiter werden künftig ganze Arbeit leisten müssen, um an die Inszenierungsqualität dieser Ausstellung heranzureichen.

Dass sie das können, beweist die neue Dauerausstellung, die den Altbau auf drei Etagen füllt. Nicht nur wer die frühere,

im Wortsinn äußerst angestaubte Präsentation kannte, wird dankbar aufatmen angesichts der klugen Entschiedenheit, mit der die großen Söhne der Stadt – Schinkel, Fontane, der Orient-Maler Wilhelm Gentz – lebendig werden. Mit der Präsentation archaischer Funde unten im Kellergeschoss erfährt man nebenbei etwas über die Anfänge des Neuruppiner Museums, das Mitte des 19. Jahrhunderts aus der Sammlung eines gewissen Grafen von Zieten auf Wustrau hervorging.

Die Darstellung zur Stadtgeschichte schließt so disparate Themen wie die Prägung als Garnisonstadt von Kronprinz Friedrichs Zeiten bis zum Abzug der Roten Armee, großwahnwitzige Neubaupläne der DDR oder den Kampf umweltbewegter Bürger um die „Freie (Kyritz-Ruppiner) Heide“ ein. 2015 widmet sich das Museum dem Jahresthema Heimat. Mit diesem Motto, so Museumsdirektor Albrecht, zeigt das Haus, „dass der langsame Abschied vom Namen Heimatmuseum keine Verabschiedung von der damit verbundenen Aufgabe ist“.

Am Ortseingang von Manker hat Anton Henning mit Nachbarn ein großes Plakat gegen noch mehr Windräder in seiner Region aufgestellt. Heimat ist, wo Verantwortungsgefühl wächst. Auch wenn dabei unbequeme Fragen gestellt werden müssen. *MICHAEL ZAJONZ*



Räume schaffen. Der Ende Januar eröffnete Erweiterungsbau. Foto: Kienzle/Oberhammer

— Museum Neuruppin, August-Bebel-Straße 14/15, bis 13. September. Bis Ende März: Di-Fr, 11-16 Uhr, Sa/So 10-16 Uhr. Ab April: Di-So, 10-17 Uhr